

MUSEION 2000

KULTURMAGAZIN GLAUBE, WISSEN, KUNST IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Mahatma Gandhi

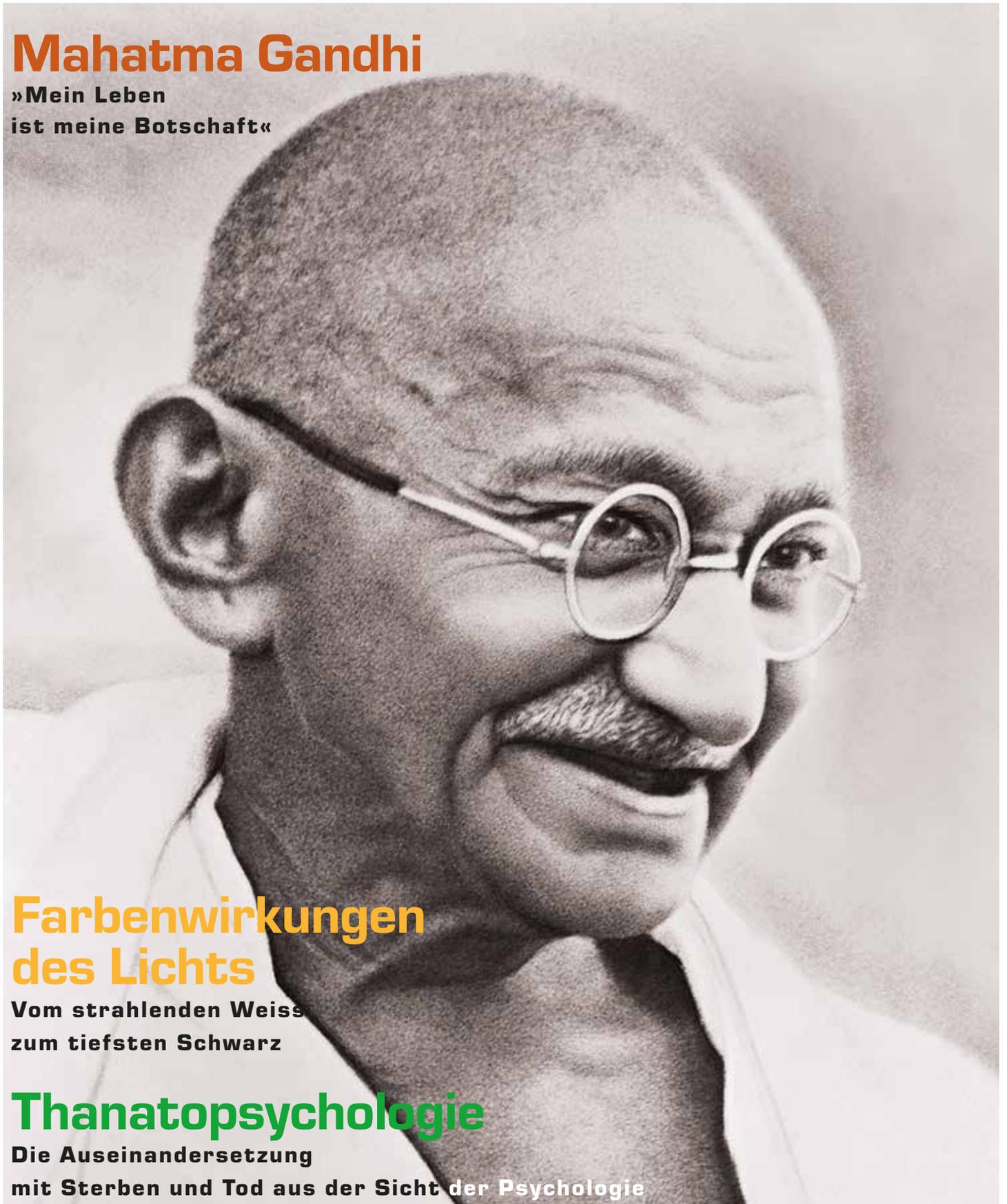
»Mein Leben
ist meine Botschaft«

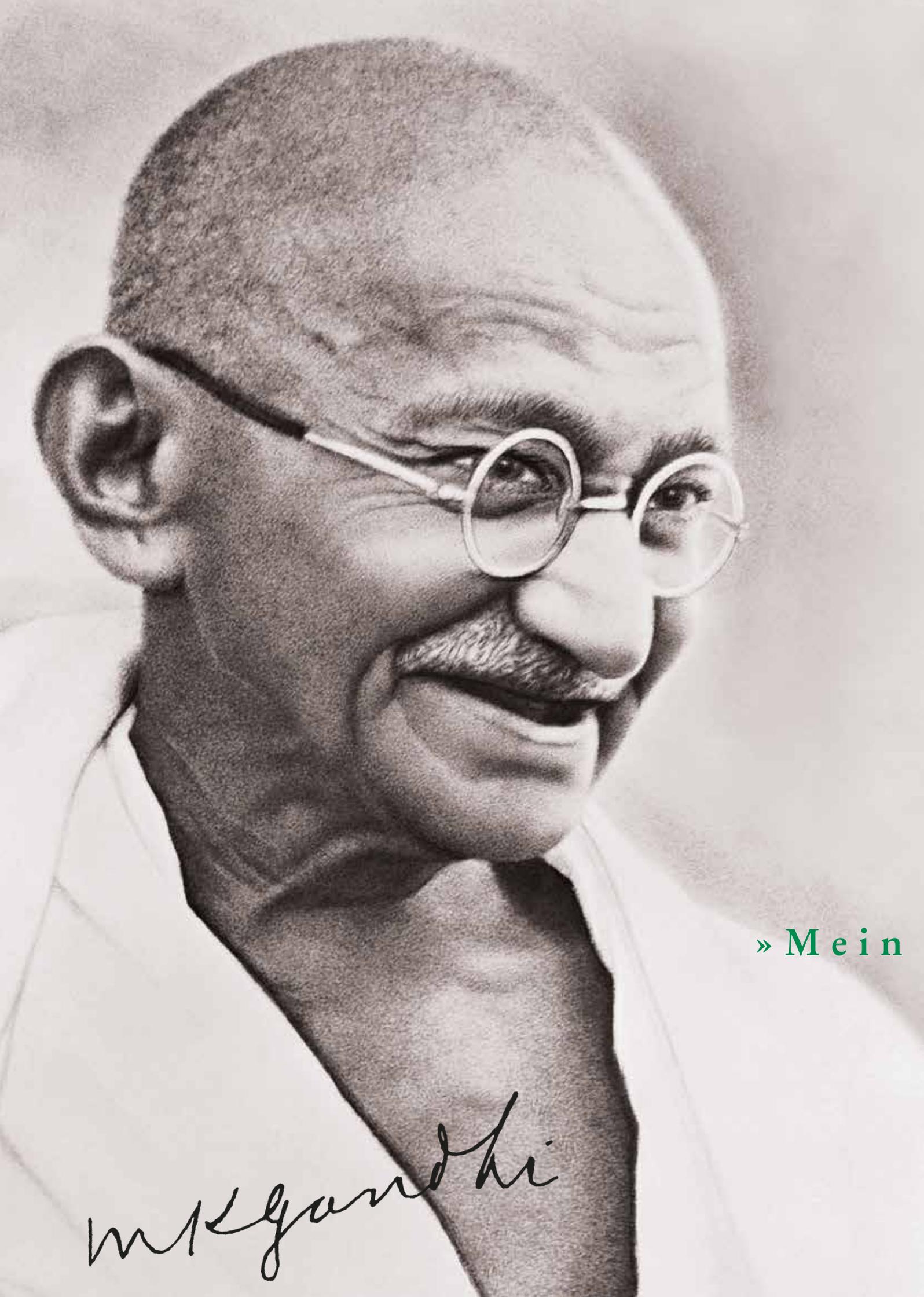
Farbenwirkungen des Lichts

Vom strahlenden Weiss
zum tiefsten Schwarz

Thanatopsychologie

Die Auseinandersetzung
mit Sterben und Tod aus der Sicht der Psychologie





» Mein

M.K. Gandhi

Mahatma Gandhi (1869–1948) war als junger indischer Rechtsanwalt nach Südafrika gezogen und dort Zeuge und Opfer der Rassendiskriminierung geworden, unter der seine zahlreich in den britischen Kolonien und den burischen Freistaaten am Kap lebenden Landsleute sowie die einheimischen Farbigen zu leiden hatten. Gandhi nahm diese Herabwürdigung und Unterdrückung nicht einfach hin, sondern begründete eine Bewegung des gewaltfreien Widerstandes, um die Regierenden zur Aufhebung dieser Missstände zu veranlassen. Nach Indien zurückgekehrt, wandte er später dasselbe Mittel bürgerlichen Widerstandes an, um sein Heimatland auf den Weg aus der jahrzehntelangen Kolonialherrschaft des Britischen Reichs in die Unabhängigkeit zu führen.

Für Gandhi konnte die politische Selbständigkeit Indiens jedoch keine vollständige sein, wenn sie nicht mit der individuellen Freiheit seiner Bewohner einherging. Entsprechend verlangte er zugleich eine umfassende soziale und moralische Erneuerung der indischen Gesellschaft und bekämpfte insbesondere die diskriminierende Einrichtung der Unberührbarkeit im hinduistischen Kastenwesen, die Verheiratung von Kindern, die oft an Sklaverei grenzende Missachtung der Frau oder den weit verbreiteten religiösen Fundamentalismus.

Mahatma Gandhi

L e b e n i s t m e i n e B o t s c h a f t «

Herkunft und Elternhaus

Gandhi war am 2. Oktober 1869 in Porbandar auf der zum heutigen indischen Gliedstaat Gujarat gehörenden Halbinsel Kathiawar zur Welt gekommen (siehe die Karte auf S. 39). Von Geburt lauteten seine Vornamen *Mohandas Karamchand*, aber noch zu Lebzeiten begann man ihn *Mahatma* zu nennen, was auf Deutsch »dessen Seele gross ist« bedeutet.

Seine Familie gehörte zur Bania-Kaste, der Kaste der Ladenbesitzer und Kaufleute (siehe dazu den Textkasten auf S. 46). Doch schon seine Vorfahren waren nicht mehr in diesem Beruf tätig gewesen. Wie der Grossvater hatte auch Vater *Karamchand* als Diwan beziehungsweise Premierminister in verschiedenen der zahlreichen kleinen Fürstentümer auf Kathiawar geamtet. Als Gandhi geboren wurde, war der Vater bereits fünfzig Jahre alt und zum vierten Mal verheiratet; dreimal war ihm die Ehefrau in jungen Jahren gestorben. Aus den ersten beiden Ehen stammten zwei Töchter. Mit seiner letzten Frau, *Putlibai*, hatte er eine Tochter und drei Söhne, von denen Gandhi der jüngste war.

Gandhi hielt seine Eltern zeitlebens in Ehren. Den Vater nannte er in seiner Autobiographie einen

»wahrheitsliebenden, tapferen und hochherzigen Mann von allerdings hitzigem Gemüt. [...] Er war unbestechlich und hatte sich innerhalb wie ausserhalb der Familie den Ruf strikter Unparteilichkeit erworben.«

Seine Mutter *Putlibai* beschrieb er als eine heitere und kluge Frau mit ausgeprägter Neigung zur Askese und einem innigen Glauben:

»Der Haupteindruck, den meine Mutter in meinem Gedächtnis hinterlassen hat, ist der von Frömmigkeit. Sie war tiefinnerlich fromm.«

Im Hause des Premierministers und seiner Gattin besass die Religion nach Gandhis Bericht einen hohen Stellenwert. Es habe dabei ein offener und auch suchender Geist

geherrscht. Vor allem der Vater pflegte freundschaftliche Verhältnisse mit Vertretern unterschiedlicher Glaubensrichtungen, so mit Jain-Mönchen, mit Parsen oder Muslimen. Mit ihnen kam es regelmässig zu Gesprächen, denen der Knabe gerne still beiwohnte und bei denen der Vater den verschiedenen Glaubensweisen immer mit Achtung, wenn auch nicht durchweg mit grossem Interesse begegnet sei.

Heirat und Schule

Gemäss dem seinerzeitigen – und im hinduistischen Indien trotz Regierungsverbot noch heute anzutreffenden – Brauch wurde Gandhi von seinem Vater schon im Schulalter, als nur gerade Dreizehnjähriger, verheiratet (1882), und zwar mit dem gleichaltrigen Mädchen *Kasturbai Nakanji*. Die beiden waren, ohne sich zu kennen oder davon zu wissen, bereits sechs Jahre zuvor miteinander verlobt worden. Als Knaben erschien Gandhi die Hochzeit gut und erfreulich, bedeutete sie doch erst einmal ein üppiges Fest. Später aber verurteilte er die Einrichtung der Kinderheiraten in aller Form:

»Ich kann kein Argument erkennen«, schrieb er in seiner Autobiographie, »mit dem sich eine so absurd frühe Ehe wie die meine sittlich rechtfertigen liesse.«

Die Verheiratung von Kindern bedeutet nicht nur eine Gefährdung ihrer körperlichen und seelischen Gesundheit, sondern auch ihrer weiteren Entwicklung, weswegen Gandhi sich dann als Erwachsener wiederholt für ein striktes Verbot aussprach.

In Indiangaben damals viele Knaben, auch ein von Gandhis Brüdern, die Schule nach der frühen Heirat auf – Mädchen wurden zumeist schon gar nicht hingeschickt –, Gandhi hingegen unterbrach den Unterrichtsbesuch nur für ein Jahr. So besuchte er als Einziger der Familie auch ein College, dasjenige von Bhavnagar, und bestand auch das für den Zugang zur Universität erforderliche Immatrikulationsexamen. Eigentlich

hatte er im Sinn gehabt, ein Medizinstudium zu absolvieren und Arzt zu werden. Aber nach dem Tod des Vaters empfahl ein alter Freund der Familie, der Junge solle, um dereinst in jenes Fussstapfen treten und eine politische Karriere machen zu können, die Rechte studieren, und dies am besten in England. Denn selbst in einem der kleinen Fürstentümer auf Kathiawar, die seit 1858 ja wie das übrige Indien direkt der britischen Krone unterstellt waren, konnte sich inzwischen nur noch ein westlich gebildeter Mann Chancen auf ein höheres Staatsamt ausrechnen.

Dass ein junger Inder aus Kathiawar nach England reiste, um zu studieren, war in Gandhis Tagen jedoch alles andere als eine gewöhnliche Angelegenheit. Die Mutter gab ihrem Jüngsten die Zustimmung erst nach langem Zögern, nachdem er, der soeben zum ersten Mal Vater geworden war – *Kasturbai* und er hatten letztlich vier Söhne –, feierlich gelobt hatte, in England keinen Wein, keine Frau und kein Fleisch anzurühren. Daraufhin aber gerieten die Vorsteher der Bania-Kaste, der die Familie angehörte, in Aufruhr: Die Religion verbiete Reisen ins Ausland, wurde Gandhi beschieden, denn es sei unmöglich, dort zu leben, ohne ihre Gebote zu verletzen. Sollte er nicht von seinem Vorhaben abrücken, würde er aus der Kaste ausgeschlossen. Ungeachtet dieser für einen Hindu schwer wiegenden Drohung blieb Gandhi unbeugsam: Formell aus seiner Kaste ausgestossen, verliess er am 4. September 1888, kurz vor seinem neunzehnten Geburtstag, die Hafenstadt Bombay an Bord eines Ozeandampfers und fuhr Richtung England.

Der junge Rechtsanwalt

Der ihm bislang gänzlich unbekannt Londoner Lifestyle hat den jungen Gandhi anfänglich tief beeindruckt. In den ersten Monaten seines Englandaufenthalts machte er es sich zum obersten Ziel, der gesellschaftlichen Etikette voll aufzuentsprechen und ein richtiger englischer Gentleman zu werden. Gandhi kaufte sich die passenden Kleider einschliesslich



Gandhi kam in Porbandar auf der zum heutigen indischen Gliedstaat Gujarat gehörenden Halbinsel Kathiawar zur Welt. Sein Vater, Karamchand Gandhi (links oben), war dort als Premierminister in verschiedenen kleinen Fürstentümern tätig. Seine Mutter Putlibai (oben) war eine fromme Frau mit einem starken Hang zur Askese. Das Bild links zeigt den 14-jährigen Gandhi (links) mit einem Schulfreund; er war da bereits seit einem Jahr mit dem gleichaltrigen Mädchen Kasturbai verheiratet.

massgeschneiderten Abendanzugs, Krawatte und Zylinderhuts und begann, noch bevor er sein Studium antrat, Unterricht in Französisch und Gesellschaftstanz, in Geigenspiel und Vortragskunst zu nehmen. Aber nach einer gewissen Zeit läutete in seinen Ohren plötzlich »die Alarmglocke«:

»Ich erwachte. Ich muss ja nicht mein ganzes Leben in England verbringen, sagte ich mir. Welchen Wert hatte es also für mich, die englische Redekunst zu erlernen? Und wie konnte Tanz aus mir einen Gentleman machen? Die Geige konnte ich ebenso gut in Indien spielen lernen! Ich war als Student hier und sollte meinem Studium nachgehen, um die Zulassung als britischer Rechtsanwalt zu erwerben. Wenn mein Charakter einen Gentleman aus mir machte, dann umso besser, aber sonst musste ich dieses Ziel aufgeben.«

Von nun an war Gandhi nach eigenem Bekunden ein fleissiger Student. Innerhalb von zweieinhalb Jahren hatte er sich die erforderlichen Kenntnisse erworben, um die juristischen Prüfungen zu bestehen. Die Zulassung als britischer Rechtsanwalt, als so genannter Barrister, erhielt er am 10. Juni 1891. Und nur zwei Tage später fuhr er auf dem Seeweg wieder in die Heimat zurück.

Die Ankunft in Bombay wurde durch die Nachricht getrübt, dass seine Mutter während seines Londonaufenthalts gestorben war. Man hatte ihm dies nicht ins ferne England mitteilen wollen, um ihn zu schonen. Bald aber kam noch ein weiterer Schock hinzu: Gandhi musste erkennen, dass das Studium in London ihn in keiner Weise auf

die Tätigkeit eines Rechtsanwalts in Indien vorbereitet hatte:

»Ich hatte überhaupt nichts vom indischen Recht gelernt. Vom Recht der Hindus und der Muslime hatte ich nicht die mindeste Vorstellung. Ich hatte nicht einmal gelernt, wie man eine Klageschrift abfasst.«

Seine Familie, die ihm das Studium in England unter bedeutenden Opfern finanziert hatte, hatte grosse Hoffnungen in ihn gesetzt. Aber diese zerschlugen sich nun alle. Gandhi versuchte sein Glück schliesslich, indem er sich notgedrungen mit indischem Recht zu befassen begann, in der Grossstadt Bombay. Als ihm dort endlich einmal ein kleinerer Fall übertragen wurde, versagte

er, bar jeder praktischen Erfahrung und Sicherheit, jedoch kläglich: Im Gerichtssaal brachte er kein Wort heraus, um seinen Mandanten zu verteidigen, und musste den Fall noch während der Verhandlung an einen anderen Anwalt abgeben.

Wie Gandhi in seiner Autobiographie schreibt, war er damals völlig verunsichert und deprimiert und sah kaum einen Weg, wie er den Lebensunterhalt für die inzwischen auf vier Köpfe angewachsene Familie selber bestreiten könnte. Da fragte ihn unverhofft eine muslimische Firma aus dem gujaratischen Porbandar an, ob er als in England ausgebildeter Rechtsanwalt bereit wäre, während eines Jahres nach Pretoria in Südafrika zu ziehen, um sie als Berater in einem dort hängigen Zivilprozess mit zu unterstützen. Gandhi nahm das Angebot ohne zu zögern an. Im Frühjahr 1893 verliess er Indien erneut. Es sollte indes nicht nur ein, sondern drei Jahre dauern, bis er wieder nach Indien zurückkehrte und seine Frau Kasturbai und die beiden Söhne wiedersah. Doch in diesen drei Jahren wurde sein Leben in gänzlich neue Bahnen gelenkt.

Diskriminierung in Südafrika

Als der 23-jährige Gandhi in Durban, der Hafenstadt der britischen Kolonie Natal (siehe die nebenstehende Karte), ankam, realisierte er sogleich, dass ein Inder dort nur wenig galt. Zwar war die Zahl seiner in Natal lebenden Landsleute mit rund 40 000 etwa gleich gross wie diejenige der Briten, aber die Briten, die das von den kriegerischen Zulu im frühen 19. Jahrhundert überfallene und zu grossen Teilen entvölkerte Land 1843 zu ihrer Kolonie gemacht hatten, betrachteten die Inder als minderwertig und blickten auf sie herab. Im Rahmen der Kolonialisierung Südafrikas hatten sie um 1860 begonnen, Inder in grosser Zahl als billige Arbeitskräfte, als so genannte Kontraktarbeiter oder Kulis, ins Land zu holen. Diese mussten sich jeweils verpflichten, fünf Jahre lang unter an Sklaverei grenzenden Bedingungen auf den britischen



In London, wo Gandhi sich zum Rechtsanwalt ausbilden liess, war es ihm ein grosses Anliegen, zur »Gesellschaft« zu gehören (ganz oben). Nach Indien zurückgekehrt, vermochte er als Anwalt hingegen nicht Fuss zu fassen. Dies gelang ihm erst in Südafrika (oben die Hafenstadt Durban), wohin ihn ein Mandat geführt hatte. Am eigenen Leib erlebte er hier die menschenverachtende Behandlung von Indern sowie anderen Farbigen, die vor allem auf den Plantagen und in den Minen zu sklavereiähnlichen Bedingungen zu arbeiten hatten (vgl. rechts und unten).



Zuckerrohrplantagen – später auch in den Minen – zu arbeiten. Vor Ablauf dieser Frist war es ihnen unter Strafe verboten, die Arbeit zu verlassen. Danach aber durften sie in Natal bleiben und auch Land erwerben. Die meisten blieben und fingen an, selber Landwirtschaft und Handel zu betreiben oder andere Tätigkeiten auszuüben, wodurch sie zunehmend in Konkurrenz zu den sich auf Vorrechte berufenden Briten gerieten. Die durch diese Konkurrenz noch weiter geschürte Diskriminierung fand darin einen vergleichsweise harmlosen Ausdruck, dass die Briten alle Inder, ungeachtet deren Standes oder Tätigkeit, als Kulis bezeichneten; Gandhi etwa wurde ein Kuli-Anwalt genannt.

Gravierendere Formen der Herabwürdigung bekam Gandhi auf der Weiterfahrt nach Pretoria, der Hauptstadt der freien Burenrepublik Transvaal, zu spüren, wo der besagte Prozess hängig war. Gandhi fuhr mit einem Zugticket erster Klasse, doch schon in Maritzburg, der Hauptstadt Natal's, fand seine Reise ein abruptes, vorläufiges Ende. Nachdem ein weisser Passagier sich beschwert hatte, dass ein Kuli in der ersten Klasse sitze, wurde Gandhi von Bahnbeamten eröffnet, er müsse im Gepäckwagen weiterreisen. Gandhi war von dieser Anordnung völlig überrascht und weigerte sich unter Berufung auf das gültige Ticket, ihr Folge zu leisten, worauf der Beamte einen Polizisten zu Hilfe rief:

»Der Polizist kam, ergriff mich bei der Hand und warf mich hinaus. Auch mein Gepäck wurde hinausbefördert. Ich lehnte es ab, im Gepäckwagen Platz zu nehmen, und der Zug fuhr ab. Ich ging in den Warteraum und setzte mich hin. Meinen Handkoffer hatte ich mitgenommen, das übrige Gepäck dort gelassen, wo es war. Die Bahnbeamten nahmen es in Obhut. Es war Winter, und der Winter ist in den höheren Regionen Südafrikas sehr kalt. Da Maritzburg recht hoch liegt, war die Kälte sehr empfindlich. Mein Mantel befand sich in meinem Gepäck, aber ich wagte nicht, ihn

zu verlangen, aus Furcht, erneut beschimpft zu werden. So sass ich da und zitterte.«

In Transvaal, wo Gandhischliesslich mit einer Postkutsche anlangte – er hatte statt im Innern auf dem Kutschbock reisen müssen –, war der Umgang mit Indern oder überhaupt mit Farbigen um nichts besser, im Gegenteil: Sie mussten bei jeder Einreise eine Gebühr bezahlen, sie mussten in Gettos leben, durften nur in diesen und auch dort nur eingeschränkt Landerwerb, besaßen kein Wahlrecht, durften keine öffentlichen Fusswege benützen und sich nach neun Uhr abends nicht ohne Passierschein ausserhalb ihrer Wohnungen aufhalten. Im ebenfalls burischen Oranjerestaat war die Situation noch ärger: Den Indern waren ein paar Jahre zuvor mittels Sondergesetz gleich alle ihre Rechte genommen worden. Die Kaufleute hatte man praktisch entschädigungslos aus dem Land vertrieben, und wer trotzdem bleiben wollte, dem standen einzig noch so genannt niedrige Berufe zur Ausübung offen.

Gandhi beginnt sein Wirken

In Pretoria angekommen, begann Gandhi sich erst einmal um den Rechtsfall zu kümmern, für den er mit engagiert worden war und in dem beide Seiten bereits die besten Anwälte der Stadt verpflichtet hatten – ein Umstand, von dem er nach den frustrierenden Erfahrungen, die er in Indien gemacht hatte, persönlich viel profitieren und dank dem er letztlich auch sein Selbstvertrauen zurückgewinnen konnte:

»Hier lernte ich, was ein junger Barrister im Büro eines älteren Barristers lernen kann, und hier gewann ich auch die Zuversicht, dass ich zu guter Letzt als Jurist nicht versagen würde. Hier lernte ich das Erfolgsgeheimnis des Juristen kennen.«

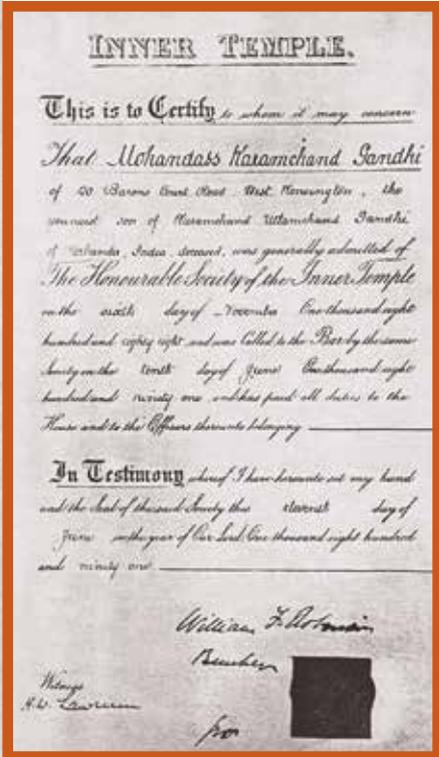
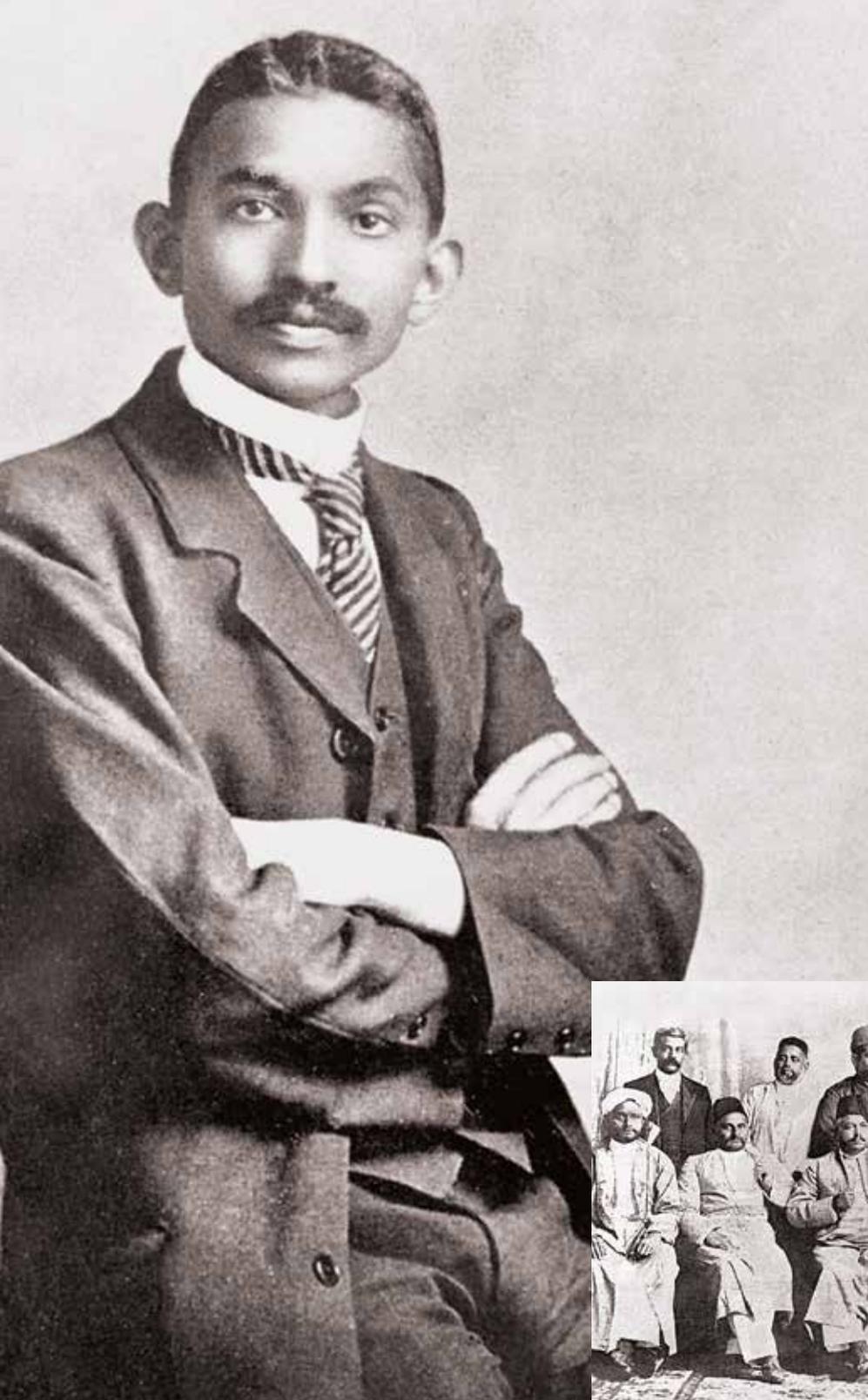
Schliesslich war es Gandhi selber, dem es in mehrmonatigen Verhandlungen gelang, eine aussergerichtliche Einigung zwischen den

zerstrittenen Parteien herbeizuführen. Seine Partei hat dabei zwar voll und ganz obsiegt, aber die unterlegene vermochte ihr Gesicht zu wahren:

»Beide waren mit dem Ergebnis zufrieden, und beide stiegen dadurch im öffentlichen Ansehen. Meine Freude war grenzenlos. Ich hatte die wahre Rechtspraxis gelernt. Ich hatte gelernt, die bessere Seite der menschlichen Natur zu aktivieren und zu den Herzen der Menschen vorzudringen. Ich begriff, dass die wahre Pflicht des Anwalts darin bestand, die zerstrittenen Parteien zusammenzuführen. Diese Lehre wurde mir so unauslöschlich eingebrannt, dass ein grosser Teil meiner Zeit während der zwanzig Jahre meiner Anwaltspraxis darauf verwendet wurde, in Hunderten von Fällen private Vergleiche zustande zu bringen. Ich verlor nichts dabei, nicht einmal Geld und ganz gewiss nicht meine Seele.«

Gandhi hatte sich in diesem Jahr nicht nur als Rechtsanwalt einen Namen gemacht; Bekanntheit und – dies vorab unter seinen in Südafrika lebenden Landsleuten – Achtung erwarb er sich auch mit seinem Vorgehen gegen die Rassendiskriminierung durch Buren und Briten. Im Unterschied zu vielen anderen Betroffenen war er nicht bereit, diese alltäglichen und immer häufiger werdenden Demütigungen einfach hinzunehmen. Bald organisierte er in Transvaal Veranstaltungen, um die bislang kuschende indische Gemeinschaft zu einen und zu stärken, sie zu informieren und ihr Wege aufzuzeigen, wie sie gegen ihre systematische Herabwürdigung angehen könnte. Er gründete in Pretoria auch eine Vereinigung von Indern, die gegenüber den Behörden auftreten sollte, und erzielte dadurch den einen oder anderen Erfolg.

Es war indes stets Gandhis Absicht gewesen, nach Abschluss des Rechtsfalles so schnell wie möglich wieder zu seiner Familie nach Indien zurückzukehren. Und mit diesem Ziel reiste er im Frühjahr 1894 von Pretoria im Landesinnern zurück in die Hafenstadt Durban.



Die Zulassung (rechts oben) zum Rechtsanwalt in der britischen Kolonie Natal musste sich Gandhi erst erstreiten. Die Anwaltskammer machte geltend, sie hätte nie gedacht, dass ein Farbiger als Anwalt tätig sein könnte. Bald begann Gandhi, sich für die Rechte der Inder in Natal einzusetzen, und gründete zu diesem Zweck den Natal Indian Congress als ihre Interessenvereinigung (rechts Mitte; Gandhi steht in der Mitte der hinteren Reihe). Solches wurde in Natal nicht gern gesehen, und eine aufgeputschte Menge lynchte ihn um ein Haar, als er von einer Indienreise nach Durban zurückkehrte (rechts unten).

Gandhi wird zum Führer der Inder in Südafrika

Gandhis Auftraggeber wollte ihn nicht einfach so ziehen lassen, sondern ihn mit einem Fest aus Südafrika verabschieden. Zufällig las Gandhi aber am nämlichen Tag in einer Zeitung eine kleine Notiz mit der Überschrift »Indisches Wahlrecht«. Sie bezog sich auf eine im Parlament von Natal unmittelbar vor der Abstimmung stehende Gesetzesvorlage, mit der den Indern in der britischen Kolonie das Wahlrecht entzogen werden sollte. Als er an der abendlichen Feier auf diese Vorlage zu sprechen kam, musste er feststellen, dass seine Landsleute diesen Erlass widerspruchslos zu dulden bereit und der festen Überzeugung waren, sie könnten ihn sowieso nicht verhindern. Gandhi jedoch warnte vor den Folgen:

»Wenn diese Vorlage Gesetz wird«, erklärte er ihnen, »so wird sie unser Los äusserst erschweren. Sie ist der erste Nagel zu unserem Sarg, und sie rührt an die Wurzel unserer Selbstachtung.«

Gandhi konnte die an der Feier anwesenden Inder davon überzeugen, dass sie sich zur Wehr setzen müssten. Doch diese überredeten nun ihrerseits ihn, über dessen Engagement für ihre Landsleute in Transvaal sie informiert waren, seine Abreise um einen Monat zu verschieben und den Widerstand zu organisieren. Gandhi willigte ein, nicht ahnend, dass aus dem einen Monat schliesslich zwanzig Jahre werden sollten. Er arbeitete umgehend eine Petition aus, und es gelang ihm, innerhalb von nur zwei Wochen 10 000 Unterschriften beizubringen. Obschon er auch internationalen Zuspruch erhielt und sogar die Londoner Times das Anliegen der Inder unterstützte, liess sich das Gesetz dann zwar nicht mehr verhindern; aber die Petition und das Aufsehen, das Gandhi für das Anliegen erwirkt hatte, gaben der indischen Gemeinde in Natal grossen Auftrieb.

Gandhi wurde klar, dass es nicht bei einem einmaligen Aufbegehren sein Bewenden haben durfte, sondern

vielmehr ein dauerhaftes Agieren gegen die Diskriminierungen erforderlich war. Er rief daher im Mai 1894 den *Natal Indian Congress* ins Leben, der, kaum gegründet, auch schon seine erste Bewährungsprobe abzulegen hatte. So wurde bekannt, dass die Regierung von Natal den indischen Kontraktarbeitern eine Kopfsteuer von jährlich 25 Pfund auferlegen wollte, wenn sie nach Ablauf der fünf Jahre als freie Bürger im Lande bleiben wollten. Einen Betrag dieser Höhe hätte kein Kuli aufbringen können, er bedeutete daher faktisch in jedem Fall ihre Ausweisung. Gandhi organisierte deshalb über seinen Kongress eine leidenschaftliche Protestaktion, und die Steuer wurde prompt massiv auf noch 3 Pfund pro Jahr reduziert.

Im Sommer 1896 – Gandhi hatte bereits drei Jahre in Südafrika gelebt – reiste er zurück nach Gujarat, um endlich seine Frau Kasturbai und die beiden Söhne zu sich zu holen. Während seines Aufenthalts in Indien benutzte er jede Gelegenheit, um über die entwürdigende Behandlung seiner Landsleute in Südafrika zu informieren, welche in seinem Heimatland bislang kaum ein Thema gewesen war; seine Ansprachen und Interviews, Flugschriften und Artikel stiessen auf ein lebhaftes Echo. Über Presseagenturen fanden Auszüge davon bald auch in Südafrika Verbreitung, allerdings in grob verzerrter Form, so dass sich auf die Nachricht von Gandhis bevorstehender Rückkehr eine grosse Menge wütender Weiser am Hafen von Durban einfand. Sein Schiff wurde erst unter Quarantäne gestellt, dann wurde versucht, es mitsamt den mehreren Hundert Passagieren mit Drohungen und Ultimaten zur Rückkehr nach Indien zu bewegen, bis endlich, da alles nichts nützte, die Erlaubnis zur Landung erteilt wurde.

Gandhi ging nicht sogleich von Bord. Er schickte erst seine Familie mit einer Kutsche zum Haus von Freunden und versuchte dann, heimlich in der Dämmerung zu folgen. Doch er wurde erkannt, und rasch war er von einer Menge junger Leute umringt:

»Sie bewarfen mich mit Steinen, Ziegelstücken und faulen Eiern. Jemand riss mir den Turban ab, während andere begannen, mich zu schlagen und zu treten. Ich war einer Ohnmacht nahe, klammerte mich an das Gitter eines Hauses und blieb stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Aber es war unmöglich. Sie fielen boxend und schlagend über mich her. Aus purem Zufall kam da gerade die Frau des Polizeinspektors von Durban vorbei, die mich kannte. Die tapfere Dame eilte herbei, spannte, obwohl keine Sonne schien, ihren Sonnenschirm auf und stellte sich zwischen die Menge und mich. Das dämpfte die Wut des Mobs.«

Nur unter Polizeischutz konnte Gandhi – verletzt, aber lebend – schliesslich entkommen.

Der Vorfall erregte internationales Aufsehen, und aus London erging die ausdrückliche Order, die für den Aufruhr Verantwortlichen seien vor Gericht zu stellen. Aber Gandhi, inzwischen 27-jährig, weigerte sich, Anzeige zu erstatten oder die Angreifer zu identifizieren. Diese seien durch die grob verzerrenden Berichte der Presse aufgeputscht worden.

»Ich bin gewiss«, sagte er, »dass die Angreifer ihr Verhalten bedauern werden, wenn die Wahrheit bekannt wird.«

Diese seine Reaktion habe einen so tiefen Eindruck hinterlassen, dass die Weissen in Durban sich ihres Verhaltens geschämt hätten, schrieb er rückblickend, und sie habe sogar dazu beigetragen, das Ansehen der indischen Gemeinschaft zumindest in gewissen Kreisen in Südafrika zu heben.

Gewaltloser bürgerlicher Widerstand

Die Demütigungen und Misshandlungen, die die Inder und die anderen Farbigen in Südafrika zu erleiden hatten, betrachtete Gandhi als krasse Verirrungen des menschlichen Geistes. Er war jedoch überzeugt, dass die Briten in ihren Kolonien Kap und Natal – und ebenso die Buren in ihren Freistaaten Oranje und Transvaal – die Unhaltbarkeit

ihres Tuns mit der Zeit erkennen und dann beginnen würden, die anderen Bevölkerungsgruppen gleichberechtigt zu behandeln, wenn man ihnen als den Herren des Landes nur immer wieder die Fragwürdigkeit ihrer Massnahmen aufzeige und sie sanft und mahnend mit den berechtigten Ansprüchen der Unterdrückten konfrontiere.

Bei alledem war für Gandhi immer klar, dass gleiche Rechte auch gleiche Pflichten bedeuteten. Um den Briten vor Augen zu führen, dass die Inder Natal ihren Teil zu erfüllen bereit waren, stellte er im Jahre 1899, als es zwischen den Briten und den Buren zum Krieg um die Vorherrschaft in Südafrika kam, ein Sanitätskorps aus 1100 Indern auf die Beine, um den britischen Truppen beizustehen:

»Ich hatte das Empfinden, dass es, wenn ich als britischer Bürger Rechte beanspruchte, meine Pflicht sei, als solcher an der Verteidigung des Britischen Reichs teilzunehmen.«

Die Leistung von Gandhis Freiwilligenkorps, das auch an der Front zum Einsatz kam, wurde von den Briten geschätzt und gelobt; Gandhi und mehrere seiner Kameraden wurden sogar mit der Kriegsmedaille ausgezeichnet. Doch die Dankbarkeit der Briten überdauerte den Augenblick nicht, und die indische Gemeinde in Südafrika sah ihre Hoffnung auf politische Zugeständnisse bald bitter enttäuscht: Nach dem Sieg über die Buren 1902 begannen die Briten, um den Buren die Niederlage leichter verdaulich zu machen, deren diskriminierende Politik in den annektierten Ländern Oranje-freistaat und Transvaal noch zu verschärfen. Dieser Affront sollte Gandhi zwar nicht davon abhalten, den Briten bei der nächsten Gelegenheit, dem Aufstand der von den Massnahmen ebenso betroffenen Zulu im Jahre 1906, erneut mit einem indischen Aufgebot zu Hilfe zu eilen. Doch nachdem sich die Briten auch durch diesen Einsatz nicht zur kleinsten Konzession hatten bewegen lassen,

entschied sich Gandhi schliesslich für ein anderes Vorgehen: Unter Berücksichtigung von Gedanken des indischen Nationalisten *Gopal Krishna Gokhale* (1866–1915), des amerikanischen Sozialreformers *Henry Thoreau* (1817–1862) oder des russischen Schriftstellers *Leo Tolstoi* (1828–1910) hatte er in diesen Jahren ein auf Selbstachtung und Selbstbeherrschung gründendes Konzept des gewaltfreien oder bürgerlichen Widerstandes entwickelt, das er selbst *Satyagraha* (»Streben nach Wahrheit«) nannte.

Gandhis Aufrufe zu Satyagraha-Aktionen

Anlass, das Konzept des Satyagraha ein erstes Mal zu erproben, bot sich Gandhi bereits 1907, als ein Gesetz in Kraft gesetzt wurde, das alle Inder in Transvaal verpflichtete, sich binnen eines Monats registrieren und sich die Fingerabdrücke nehmen zu lassen. Die Polizei wurde gleichzeitig ermächtigt, nach Belieben in die Häuser der Inder einzudringen und die nicht registrierten Bewohner zu deportieren. Gandhi war entsetzt. Zum ersten Mal rief er nun die indische Gemeinde dazu auf, einer Anordnung der Regierung nicht Folge zu leisten, mit Erfolg: Im ganzen Land liessen sich nur gerade 511 Inder eintragen. Gandhi wurde verhaftet – mit ihm viele seiner Landsleute – und zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Er war nun 38 Jahre alt, und es war dies seine erste von letztlich ungezählten Gefängnisstrafen.

Noch während seiner Haft unterbreitete ihm die Regierung das Angebot, das Gesetz aufzuheben, sofern sich die Inder freiwillig registrieren liessen. Gandhi forderte ein ausdrückliches Versprechen. Er erhielt es und nahm das Angebot an. 7000 Inder liessen sich in der Folge eintragen, nur um sodann feststellen zu müssen, dass die Regierung von Transvaal mitnichten gewillt war, ihr Wort zu halten. So rief Gandhi erneut zum Satyagraha auf: Bei einer grossen Demonstration in Johannesburg verbrannten mehrere Tausend Inder im August



Gandhi verlangte nicht nur gleiche Rechte, er wollte auch seine Pflichten erfüllen. Im Burenkrieg eilte er den Briten deshalb mit einem Freiwilligenkorps zur Seite (rechts unten; Gandhi sitzt in der mittleren Reihe). Dies nahmen die Briten gerne an, zeigten sich aber nachher nicht bereit, den Indern entgegenzukommen, im Gegenteil. Als die Ehen der Inder in Südafrika für ungültig erklärt wurden, reagierte Gandhi mit bürgerlichem Widerstand, mit einem Protestmarsch der indischen Minenarbeiter (rechts aussen), den er selbst anführte (rechts). Die südafrikanische Regierung mit General Smuts (oben) versuchte die Inder mit immer brutalerer Gewalt zum Aufgeben zu zwingen, musste sich aber schliesslich dem Protest der Weltöffentlichkeit und sogar des britischen Vizekönigs von Indien, Lord Hardinge (ganz oben), beugen und das Eheverbot aufheben.

1908 ihre Registrierungspapiere. Wiederum wurde er verhaftet und diesmal mit zwei Monaten harter Zwangsarbeit bestraft. Und schon im Februar 1909 folgte wegen seines unnachgiebigen Widerstandes eine weitere Verurteilung zu drei Monaten Zwangsarbeit.

Die Fronten zwischen den Indern und den Herren von Südafrika verhärteten sich weiter, nachdem das Britische Reich die vier Kolonien 1910 im neuen Dominion *Südafrikanische Union* zusammengefasst hatte; denn nun wurde nicht die mildere Form der Diskriminierung, wie sie früher in den beiden britischen Kolonien Kap und Natal geübt worden war,

zum Massstab des staatlichen Handelns, sondern die noch unmenschlichere der früheren burischen Freistaaten Oranje und Transvaal. Im Frühjahr 1913 kam es zu einem alles Bisherige sprengenden Eklat, nachdem das Oberste Gericht am Kap geurteilt hatte, dass in Südafrika einzig die nach kirchlichem Ritus geschlossenen Ehen gültig seien:

»Dieses furchtbare Urteil«, schrieb Gandhi, »machte mit einem Federstrich alle Ehen null und nichtig, die nach Hindu-Ritus sowie nach mohammedanischem und zoroastrischem Ritus geschlossen waren. Die vielen verheirateten Inderinnen in Südafrika waren nach den Bestimmungen dieses Urteils mit einem Mal nicht mehr Ehefrauen ihrer Männer, sondern nur noch Konkubinen, und

ihre Nachkommenschaft war des Rechtes beraubt, das Eigentum der Eltern zu erben. Das war ein unerträglicher Zustand, für die Frauen nicht weniger als für die Männer, und eine tiefe Erregung bemächtigte sich aller Inder in Südafrika.«

Die nach diesem Urteil eingeleitete Satyagraha-Aktion sollte zur gewaltigsten und erfolgreichsten aller bisherigen werden. An ihrem Anfang stand ein Streikaufruf Gandhis an die indischen Minenarbeiter in Natal, dem diese zu Tausenden folgten. Sie wurden verhaftet und aufgrund ihrer grossen Zahl kurzerhand zur Zwangsarbeit in ebenden Bergwerken verurteilt, die sie bestreikt hatten. Als sie sich hartnäckig weigerten, dem Urteil Folge zu leisten, antwortete die



Das Kastenwesen der Hindus

Ein typisches Wesensmerkmal des Hinduismus ist das Kastensystem. Es kannte ursprünglich – analog zu den Ständen anderer indoeuropäischer Völker – vier Hauptkasten, nämlich die der *Priester* (Brahmanen), die der *Krieger* (Kshatriya), die der *Bauern und Kaufleute* (Vaishya) sowie die der *Diener und Lohnarbeiter* (Shudra). Diese vier Kasten haben sich im Laufe der Entwicklung in zahlreiche Unterkasten aufgespalten. So ging aus der Vaishya-Kaste zum Beispiel die Unterkaste der Bania hervor, der Gandhi angehörte.

Früh bildete sich neben den Kasten die Gruppe der *Kastenlosen* (Parias) heraus, die entweder – wie Gandhi – aus ihrer Kaste ausgestossen wurden oder wegen so genannt unreiner Betätigungen wie nur schon Strassenkehren oder auch der Bearbeitung von Leder nicht mehr in der Hindu-Gesellschaft geduldet werden. Obwohl Hindus, sind sie in den Hindu-Tempeln nicht zugelassen und auch von der Reinkarnation ausgeschlossen. Sie sind Unberührbare, und schon ihr Schatten macht den Angehörigen einer höheren Kaste unrein. In gewissen Gegenden müssen sie sich daher rechtzeitig durch Geräusche bemerkbar machen, damit die anderen ihnen aus dem Weg gehen können. Es ist ihnen auch untersagt, den Dorfbrunnen zu benutzen, und ihre Kinder dürfen nicht mit denjenigen anderer Kastenangehöriger zur Schule gehen.

Obwohl die indische Verfassung diese Diskriminierung offiziell verbietet, hält sie sich vor allem – aber nicht nur – auf dem Land hartnäckig. Weder Reformbewegungen noch das Wirken von Angehörigen höherer Kasten vermochten daran bisher grundsätzlich etwas zu ändern. Die Zahl der Unberührbaren, die sich heute selber *Dalits* (die Zeretretenen) nennen, wird aktuell auf ungefähr 160 Millionen Menschen geschätzt.

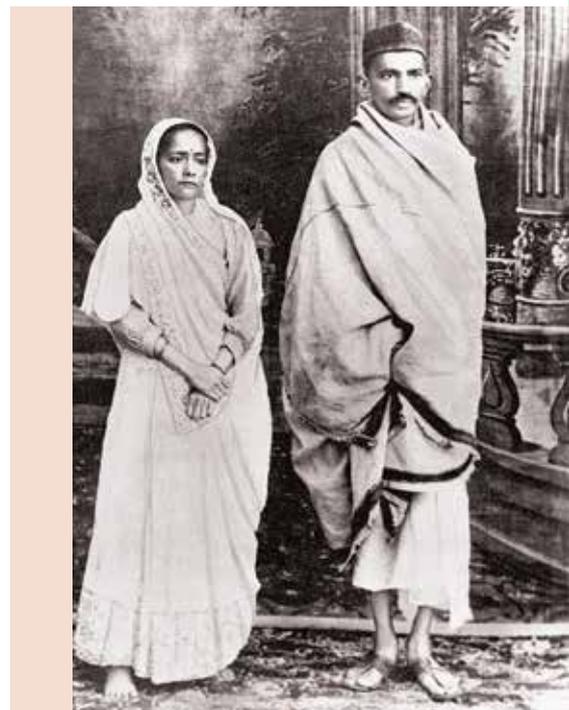
Regierung mit zunehmend brutalerer Gewalt, ja sogar mit einem militärischen Einsatz, bei dem einige Inder getötet und Hunderte verwundet wurden. Doch der Aufruhr liess sich nicht eindämmen. Immer zahlreicher schlossen sich die Inder dem Streik an – auf dem Höhepunkt der Aktion waren es angeblich über 50 000 Streikende und mehrere Tausend Inhaftierte –, und immer schärfer wurden die Proteste auch aus dem Ausland. Entgegen aller Konvention schaltete sich sogar *Lord Charles Hardinge* (1858–1944), der damals im Namen der britischen Krone als Vizekönig in Indien regierte, in die Geschehnisse ein. Nicht nur verurteilte er das Vorgehen der südafrikanischen Unionsregierung in aller Form, er erklärte den Widerstand der südafrikanischen Inder angesichts einer gehässigen Gesetzgebung auch ausdrücklich für berechtigt und verständlich.

Oballdem konnte die Regierung der Union letztlich nicht anders, als mit Gandhi eine Verständigung zu suchen und seinen vordringlichsten Forderungen nachzukommen. So wurden im Jahre 1914 die während dieser Protestaktion verhafteten Inder freigelassen, die Eheschliessung nach indischen Riten gesetzlich anerkannt, die vorne erwähnte Kopfsteuer von 3 Pfund abgeschafft und die Einwanderungsmöglichkeiten für Inder erweitert. Umgekehrt verzichtete Gandhi auf eine Untersuchung der Ausschreitungen gegen die Streikenden.

Obwohl die Behandlung der Inder und der übrigen Farbigen in Südafrika noch weit von einem idealen, nämlich gerechten Zustand entfernt war, entschloss sich Gandhi nun, endlich nach Indien, in seine Heimat, zurückzukehren:

»Ich brannte darauf, nach Hause zu gehen und aus dieser Atmosphäre loszukommen«, schrieb er in seiner Autobiographie; »ich reiste mit dem glühenden Wunsch, in Indien einzutauchen und mich dadurch frei zu fühlen.«

Als er 1893 nach Südafrika gekommen war, hatte er eigentlich



nur für ein Jahr bleiben wollen. Doch die himmelschreienden Missstände hatten ihn zum Bleiben und zu seinem gewaltlosen Kampf veranlasst. Zwanzig Jahre später hatte er den weissen Herren des Landes wenigstens einige Zugeständnisse abringen können. Aber bis zur vollen verfassungsmässigen Gleichstellung der Inder und der anderen Farbigen mit den Weissen sollte es sodann noch weitere achtzig Jahre dauern, nämlich bis 1994, als Südafrika seine erste nicht rassistische Verfassung und seine erste nicht weisse Regierung unter der Führung des *African National Congress* (ANC) erhielt. Der ANC war 1912 von Schwarzafrikanern – sie machten mit geschätzten 67% schon damals bei weitem die Bevölkerungsmehrheit im Lande aus (Weisse 21,5%, Mischlinge 9%, Asiaten und Inder 2,5%) – unter dem Eindruck von Gandhis 1894 gegründetem Natal Indian Congress ins Leben gerufen worden (siehe vorne S. 43). Entsprechend hatte sich auch der ANC lange der Gewaltlosigkeit verpflichtet. Erst nach seinem Verbot 1960 formierte sich aus seinen Reihen unter *Nelson Mandela* (geb. 1918), der 1952 die erste schwarze Anwaltskanzlei Südafrikas eröffnet hatte, eine militante Untergrundorganisation. Mandela,

Anfang 1915 kehrte Gandhi, der fortan nur noch indische Kleidung trug, nach Indien zurück (links, mit seiner Frau Kasturbai). Hier setzte er sich für die Nöte der armen Landbevölkerung und der so genannten Unberührbaren ein, doch begann er nun auch seinen Kampf für die Unabhängigkeit Indiens vom Britischen Reich. Er verstand es dabei hervorragend, mit symbolischen Aktionen gegen deren Herrschaft anzugehen, so zum Beispiel mit dem berühmten, gegen das Salzmonopol der Briten gerichteten Salzmarsch von 1930 (unten und rechts), den er, wie er handschriftlich festhielt, als »Kampf des Rechts gegen die Macht« verstand.



der von 1962 bis 1990 ununterbrochen in Haft sass, erhielt 1993 den Friedensnobelpreis, und ein Jahr später wurde er der erste demokratisch gewählte Staatspräsident von Südafrika.

Gandhis Anfänge in Indien

In Südafrika hatte Gandhi lange das Bild eines verwestlichten Inders geboten. So hatte er sich in europäische Anzüge mit gesteiften Hemden, weissen Kragen und bunten Krawatten gekleidet und als erfolgreicher Rechtsanwalt in einer modernen Villa gelebt. Schliesslich aber hatte er von solcherlei – nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen mit den südafrikanischen Briten und Buren als Vertretern dieser westlichen Kultur – radikal Abschied genommen. Er hatte sich den Kopf rasiert und begonnen, nur noch barfuss oder in Sandalen zu gehen, nur noch einfaches indisches Tuch zu tragen und in von ihm selbst begründeten Siedlungsgemeinschaften nach den Prinzipien asketischer Enthaltensamkeit zu leben. 1912 hatte er mit einem feierlichen Gelübde auch seinen Verzicht auf jegliches Privateigentum erklärt.

Als Gandhi Anfang 1915 nach Indien zurückkehrte, hofften viele seiner Landsleute, er würde sich nun in der nationalen Politik

und insbesondere der jungen Unabhängigkeitsbewegung des Landes – Indien war, wie erwähnt, seit 1858 direkt der britischen Krone unterstellt – engagieren. Sein Interesse galt aber in erster Linie der armen Bevölkerung des Landes:

»In zahllosen Hütten in Indien«, stellte er fest, »leben Leute ohne jede Ausstattung und ohne Kleider zum Wechseln, nur mit einem Lappen, um ihre Blöße zu bedecken.«

So begann er seine Aktivitäten in erster Linie auf die Verbesserung der Lage der mittellosen Bauern und ihrer Familien auszurichten. Für sie entwarf er ein auf ihre Selbstversorgung abzielendes Wirtschaftsprogramm, dessen wichtigstes Standbein und Sinnbild das Spinnrad werden sollte. Später kamen auch volkspädagogische Massnahmen sowie Programme zur Entschuldung der kleinen Bauern hinzu. Besonders setzte er sich zudem für die Unberührbaren (vgl. den Textkasten auf S. 46) beziehungsweise die Abschaffung dieser unseligen Einrichtung ein, die er wie die blutigen Opfer oder den Götzendienst zu den beschämendsten Auswüchsen der Hindu-Gesellschaft zählte. Gandhi nannte die Unberührbaren »Kinder Gottes« (Harijan), und bis zu seinem Lebensende hat er sich – neben seinem

*I want world sympathy in this battle of Right against might.
Sardar MK Gandhi
5.4.30*

Kampf für Indiens Unabhängigkeit – ebenso unnachgiebig für ihre menschenwürdige Behandlung und Gleichberechtigung eingesetzt wie für die Linderung der Nöte der armen Landbevölkerung.

Gandhis Einstieg in die nationale indische Politik und damit die Unabhängigkeitsbewegung kam, als die britischen Behörden nach dem Ersten Weltkrieg die Ausnahmebestimmungen, die sie während des Krieges erlassen hatten, nicht etwa aufhoben, sondern durch ein neues Notstandsgesetz ersetzten. Gemäss dieser so genannten Rowlatt-Akte konnte jemand nun auch in Friedenszeiten auf blossen Verdacht hin, eine politische Straftat begangen zu haben, verhaftet und verurteilt werden. Nachdem Indien dem Britischen



Reich im Krieg mit anderthalb Millionen Soldaten zur Seite gestanden war, empfand Gandhi diesen Erlass als ein krasses Zeichen britischer Arroganz und des Undanks. Es war darüber hinaus ein deutlicher Hinweis, dass London keineswegs gedachte, sich in absehbarer Zeit aus Indien zurückzuziehen. Gandhi entschloss sich daher, seine in Südafrika im Kampf gegen die Diskriminierung der Inder mit Erfolg angewendeten Methoden des bürgerlichen Widerstandes nun auch in seinem Heimatland zu erproben und zu einer landesweiten Satyagraha-Aktion aufzurufen. Er entschied sich dabei für eine in Indien seit alters bekannte, aber bislang nie für das ganze Land angewendete Form des Aufbegehrens gegen obrigkeitliche Anordnungen, einen so genannten *Hartal*, bei dem die Bevölkerung ihre Arbeit für einen Tag niederlegte und ihn dafür mit Fasten, Beten und mit Prozessionen zubrachte.

Das Echo auf Gandhis Aufruf von 1919 war überwältigend. In

weiten Teilen Indiens folgten ihm die Menschen, Männer wie Frauen, Hindus wie Muslime, in Massen. Doch Indien war nicht Natal, nicht Transvaal. Während Gandhi die Aktionen in Südafrika jeweils persönlich angeführt hatte und die überschaubare indische Gemeinde dort über die Jahre in den Satyagraha-Grundsätzen geschult war, missbrauchten in dem riesigen und mit den Verhältnissen am Kap nicht vergleichbaren Indien allzu viele seinen Aufruf zu einer Abrechnung mit den Besatzern. So kam es neben zumeist friedlichen Aktionen vor allem in den Städten auch zu Plünderungen und Zerstörungen sowie tätlichen Angriffen auf Briten. Binnen Stunden verschärfte sich die Situation weiter, nachdem die britischen Behörden Gandhi in Haft gesetzt hatten. Die Nachricht davon verbreitete sich in Windeseile, und allenorten versammelten sich empörte Menschen zu spontanen Grossdemonstrationen. Die Briten reagierten erneut mit Gewalt, besonders grausam in der

Gandhi war anlässlich der ersten Unabhängigkeitskonferenz von 1930 in London zwar von der britischen Bevölkerung frenetisch gefeiert worden (links oben), die Konferenz selbst aber scheiterte nicht zuletzt an den Meinungsverschiedenheiten zwischen Hindu- und Muslimvertretern. Als die Unabhängigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg in greifbare Nähe rückte, kam es in Indien zu gewalttätigen Ausschreitungen zwischen Muslimen und Hindus, gegen die Gandhi mit zahllosen Fussmärschen und Ansprachen in den betroffenen Gebieten anzugehen versuchte (oben). Gandhi hatte ein geeintes Indien angestrebt, der Muslimführer Jinnah aber hatte schliesslich in den Verhandlungen mit dem letzten britischen Vizekönig Lord Mountbatten und dem Hinduführer Nehru am runden Tisch (links unten, v. r. n. l.) die Teilung der Kolonie in ein hinduistisches Indien und ein muslimisches West- und Ostpakistan (heute Pakistan und Bangladesh) durchgesetzt.



nordindischen Stadt Amritsar, wo ein Brigadegeneral den Befehl gab, ohne Vorwarnung auf eine auf einem geschlossenen Platz versammelte Menge von zehn- bis zwanzigtausend unbewaffneten Demonstranten zu schießen. Bei diesem Massaker, das nach zehnmütigem Beschuss nur aufhörte, weil die Soldaten keine Munition mehr hatten, wurden nach offiziellen Angaben 379 Menschen, darunter auch Frauen und Kinder, getötet und etwa 1200 verletzt; Gandhi selbst schätzte die wahre Zahl der Opfer auf das Dreifache. Das Massaker von Amritsar markiert wohl den schwärzesten Tag in der britisch-indischen Geschichte und bedeutete gleichzeitig den Beginn vom Ende der britischen Herrschaft in Indien.

Der Salzmarsch

Gandhi bezeichnete seine erste landesweit verkündete Satyagraha-Unternehmung sogleich als einen »Fehler von der Grösse des Himalaja«. Er musste erkennen, dass er ein Volk zum bürgerlichen Widerstand aufgerufen hatte, das in den entsprechenden Grundsätzen noch gar nicht geschult war. Dies machte er sich jetzt zur Aufgabe und begann nicht nur eine rege journalistische Tätigkeit mit Veröffentlichungen im ganzen Land aufzunehmen, sondern er fing auch an – oft zu Fuss von Dorf zu Dorf wandernd –, durch

Indien zu reisen, um seine Vorstellungen der einheimischen Bevölkerung persönlich zu erläutern.

Das Ziel der Unabhängigkeit Indiens liess der so immer bekannter und populärer werdende Gandhi indes keineswegs aus den Augen. Mit verschiedenen gezielten Aktionen versuchte er in diesen Jahren, die Briten durch den Boykott ihrer Gesetze, Anordnungen und Produkte zu zermürben. Seine Strategie schien im Jahre 1929 einen ersten Erfolg zu zeitigen, als die britische Regierung in London ihren Plan verkündete, Indien wie bereits Südafrika den Dominion-Status zu verleihen. Das bedeutete zwar formell den Verbleib im Britischen Reich, aber wenigstens die Selbstregierung. Das Vorhaben wurde jedoch vom britischen Parlament bekämpft und zu Fall gebracht.

Gandhi nahm sich einige Wochen Zeit, um auf diesen Affront eine kluge Antwort zu finden, und entschied sich schliesslich für eine neue Satyagraha-Aktion. Mit ihr wollte er gegen das britische Salzmonopol angehen, das es jedem Inder untersagte, sein Salz selbst zu gewinnen, und sei es auch nur aus Meerwasser. Von seiner Wohnstätte in Ahmedabad in Gujarat aus wollte er in einem über rund 350 Kilometer langen Fussmarsch an die Meeresküste wandern und dort in einem symbolischen Akt gegen das Salzmonopol der Briten verstossen.

Der Marsch, der als Salzmarsch in die Geschichte eingehen sollte, entwickelte sich binnen Tagen zu einem regelrechten Triumphzug. Gandhi und sein Gefolge wurden überall mit Jubel empfangen. Die Dörfer, durch die er zog, waren festlich geschmückt. Jeden Halt benützte er zu einer Ansprache an die Bevölkerung, die ihn sodann bis zum nächsten Dorf weiterbegleitete. Und jeden Tag berichteten die Medien im ganzen Land über das Geschehen. Mit 78 Getreuen war Gandhi am 12. März 1930 aufgebrochen; als er 24 Tage später in Dandi in der Nähe von Surat an der Küste anlangte, war die Zahl seiner Begleiter auf mehrere Tausend angewachsen. Am frühen Morgen des 6. April 1930 ging Gandhi an den Strand und hob dort – in Verletzung des britischen Monopols – feierlich einen Klumpen Salz vom Boden auf.

Diese derart einfache, aber symbolkräftige Aktion war von gewaltiger Wirkung. Von einem Tag auf den anderen war nun kaum mehr jemand bereit, das Salz über die Briten zu beziehen. Wo immer möglich, begannen die Inder ihr Salz selber zu bereiten. Sogar auf dem Dach des Kongressgebäudes in Bombay wurden Salzpfeifen aufgestellt. Die Briten reagierten mit einer Verhaftungswelle. Nach ein paar Wochen befanden sich etwa 100 000 Inderinnen und Inder im Gefängnis, darunter – einmal mehr – auch Gandhi selbst.

Die Briten meinten, die Situation aussitzen zu können, doch die revolutionäre, gewaltlose Protestbewegung wurde nicht schwächer. Dazu kam, dass sie durch ihre Repressionen gegen die Inder die Weltmeinung immer mehr gegen sich aufbrachten. So konnte der damalige Vizekönig Lord *Edward Irwin* (1881–1959) Anfang 1931 schliesslich nicht anders, als Gandhi freizulassen und zu einem Abkommen Hand zu bieten: Im so genannten Irwin-Gandhi-Agreement wurden die Einstellung der Aktion und die Freilassung der Verhafteten vereinbart. Zudem wurde die Salzgewinnung in gewissen Fällen und für den Hausgebrauch erlaubt.

Die Unabhängigkeit

Die auch ausserhalb Indiens immer dringlicher angebehrte Unabhängigkeit des Landes liess aber weiter auf sich warten. Eine Konferenz mit der britischen Regierung, zu der Gandhi und andere indische Persönlichkeiten im Herbst 1931 eigens nach London gereist waren, wurde zwar zu einem grossen persönlichen Erfolg für ihn, brachten ihm doch weite Kreise und insbesondere auch die englischen Medien grosse Sympathien und auch viel Verständnis entgegen; die Konferenz selber aber ging ergebnislos zu Ende. Sie scheiterte nicht nur am mangelnden Willen der Briten, sondern vor allem an der Uneinigkeit der verschiedenen indischen Religionsgemeinschaften. Die alten Meinungsverschiedenheiten, die sie von alters her untereinander hatten, wurden nun, da ein eigener Staat in greifbare Nähe gerückt schien, durch die Frage, wie sie diesen denn gemeinsam regieren sollten, noch verschärft. Mit unermüdlicher Geduld versuchte Gandhi in London, die Gegensätze zwischen den Hindus, die immerhin rund 80 Prozent der indischen Bevölkerung ausmachten, aber untereinander keineswegs durchweg einig waren, sowie den Muslimen und den anderen Minderheiten zu schlichten. Aber eine gemeinsame Position vermochte er nicht auszuhandeln.

Nach Indien zurückgekehrt, wandte sich Gandhi erst einmal von der nationalen Politik ab, um sich während der folgenden Jahre den Kastenlosen und der armen Landbevölkerung zu widmen. Tausende von Kilometern zog er – zum Teil zu Fuss – durch das halbe Land, um sich für ihre Sache stark zu machen.

Erst während des Zweiten Weltkriegs meldete er sich in der nationalen Politik wieder zurück. Da aber hatten sich die Spannungen zwischen den Hindus und den Muslimen ob der Regierungsfrage weiter verschärft. Gandhi hielt an seiner Forderung nach einem unabhängigen, geeinten Indien, in dem die verschiedenen Religionsgemeinschaften in Frieden miteinander leben könnten, fest. Die

Muslimen aber, die sich namentlich mit dem im hinduistischen Kastensystem zum Ausdruck kommenden Anspruch auf Überlegenheit gewaltig schwer taten, fürchteten, in einem geeinten Staat von der hinduistischen Mehrheit unterdrückt zu werden. Ihr Führer *Mohammed Ali Jinnah* (1876–1948) forderte daher ultimativ einen selbständigen, eigenen Staat Pakistan. Als er die Muslimen dann auch noch zu »unmittelbarem Handeln« aufrief, kam es in grossen Teilen des Landes zu einer Welle des Terrors mit entsetzlichen Blutbädern. Gandhi, inzwischen 76-jährig, machte sich einmal mehr auf, um in den betroffenen Gegenden zu vermitteln und Frieden zu stiften:

»Ich habe nur ein einziges Ziel, und das ist ganz deutlich: Gott möge die Herzen der Hindus und der Muslimen reinigen, so dass die beiden Gemeinschaften frei von Misstrauen und Angst voreinander leben können.«

Aber er musste »mit unermesslicher Trauer« erkennen, dass er gegen diesen fanatisierten Ausbruch von Gewalt letztlich machtlos war.

Grossbritannien, von der schweren Kriegslast erschöpft, sah sich jetzt ausserstande, im fernen Indien für Ordnung zu sorgen, und verkündete am 3. Juni 1947 die Teilung seiner alten Kolonie in zwei unabhängige Staaten Indien und Pakistan. Bereits auf den 15. August desselben Jahres wurde sie vollzogen. Zwar war versucht worden, die Grenzen so zu ziehen, dass Muslimen und Hindus voneinander getrennt waren, aber trotzdem lebten nach der Teilung 38 Millionen Muslimen im hinduistischen Indien und 19 Millionen Hindus im muslimischen Staat Pakistan (Ost- und Westpakistan). Millionen von Menschen versuchten daher, in aller Eile, in einem unglaublichen Chaos und einer Atmosphäre von Leid und Gewalt ihre angestammten Wohngebiete zu verlassen und in den Staat ihrer religiösen Überzeugung zu übersiedeln.

Für Gandhi war dies eine geistige Katastrophe ersten Ranges. Als aus Anlass seines 78. Geburtstages aus

aller Welt Gratulationen bei ihm eingingen, fragte er traurig:

»Gratulationen? Wäre es nicht besser, Kondolenz zu senden? In meinem Herzen ist nichts als Qual. [...] Ich kann nicht leben, wenn Hass und Mord die Zeit vergiften.«

In einem letzten Aufruf verkündete er am 12. Januar 1948, er werde bis zu seinem Tode fasten, wenn die Führer der rasenden religiösen Gruppierungen nicht endlich zur Vernunft kämen und ihre Gefolgsleute auf den Frieden verpflichteten. Der Aufruf verhallte nicht ungehört: Die Führer von rund einhundert verschiedenen Gruppierungen erklärten sich sechs Tage später bereit, eine Friedensresolution zu unterzeichnen und sich gegenseitig Freundschaft sowie Schutz von Eigentum und Leben zu versprechen. Die Fanatiker aber liessen sich nicht bekehren: Am 20. Januar explodierte eine Bombe an einer Gebetsversammlung Gandhis, ohne Schaden anzurichten. Am 30. Januar hingegen, als Gandhi zum Abendgebet ging, stellte sich ihm ein Hindu-Fanatiker in den Weg und gab aus nächster Nähe drei Schüsse auf ihn ab. Gandhi starb auf der Stelle. ☹



Bildquellen

S. 36; Corbis. S. 39 o. re. und 40 re. Mitte: NASA. S. 40 u., re. u., 44 und 48 li. u.: AKG Berlin. Übrige Bilder und S. 5 u.: www.gandhiservestiftung.de (V. Jhaveri [14], P. Rühle [4], M. Bourke-White [1]).

Literatur

Charles Freer Andrews (Ed.), *Speeches and Writings of M. K. Gandhi*, Madras 1922. David Arnold, Gandhi, Harlow 2001. Ronald Duncan (Ed.), *Selected Writings of Mahatma Gandhi*, London 1971. Mahatma Gandhi, *Mein Leben*, Leipzig 1930; *Die Geschichte meiner Experimente mit der Wahrheit*, München 1960; *Non-Violence in Peace and War*, vol. 1–2, Ahmedabad 1942–1949. Vanamali Gunturu, *Mahatma Gandhi: Leben und Werk*, München 1999. Raghavan Iyer (Ed.), *The Moral and Political Writings of Mahatma Gandhi*, vol. 1–3, Oxford 1986–1987. Government of India, *Mahatma Gandhi: His Life in Pictures*, New Delhi 1968. Heimo Rau, *Mahatma Gandhi*, Reinbek bei Hamburg 1996. Dietmar Rothermund, *Mahatma Gandhi: eine politische Biographie*, München 1997. Peter Rühle, *Gandhi*, London 2001.